

und politische Situation in Europa im frühen 21. Jahrhundert nicht viele andere Alternativen bietet“ (S. 132).

Insgesamt bietet B. anhand der angeführten Beispiele aus der Mediävistik eine detailierte Studie zur tschechischen Kunstgeschichtsschreibung als eine vom nationalen Denken beeinflusste Tradition. Obwohl sie potenzielle Lösungen für neue Ansätze in der Kunstgeschichte nur skizziert und sich der Großteil des Buches mit der Problematik der historischen Geschichtsschreibung beschäftigt, stellt sie dennoch Fragen, die als Leitmotiv dienen können. Daher wäre es auch wichtig, außerhalb der Mediävistik problematische Beispiele aufzuführen, welche die Wichtigkeit dieses Unterfangens betonen. Bezugnehmend auf das Ziel der Vf., Diskussionen über Nationalverständnis im öffentlichen Raum anzuregen, wie sie in ihrer Einleitung betont, muss das Thema noch breiter untersucht werden. Dennoch liefert B.'s kritische Analyse der nationalen Kunsthistoriografie Argumente für neue Ansätze in der Kunstgeschichte, die das Potenzial in sich bergen, die oft engen national-ethnischen Grenzen des zentral-europäischen Raumes zu überschreiten, und die sicherlich nicht allein für den tschechischen Kontext und die Mediävistik von Bedeutung sind.

London

Julia Secklehner

Thomas M. Bohn: Der Vampir. Ein europäischer Mythos. Böhlau Verlag. Köln u. a. 2016. 368 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-412-50180-8. (€ 24,99.)

Der Vampir als Medienstar ist allen geläufig – viele werden ihn und Graf Dracula in Transsilvanien allerdings für eine Roman- oder Filmfigur aus einem Phantasieland halten. Der nicht nur bis Bram Stoker zurückreichenden Vorgeschichte und seiner auch mittel-europäisch zu verortenden Geschichte und Mythenbildung hat sich der Gießener Osteuropahistoriker Thomas M. Bohn zugewandt. Er ist auch Mithrsg. des dreibändigen *Corpus Draculianum*, einer Dokumentation zu Vlad Țepeș Drăculea. Die im Erscheinen befindliche kritische Edition¹ macht die breite Überlieferung von Briefen, Urkunden und Erzählungen zugänglich.

B.s Vampirbuch hat dagegen eine aufklärerische Mission, als professioneller Historiker kämpft er gegen Mythenbildung: Sogenannte „Vampire“ gibt es nämlich gerade im rumänischen Karpatenbogen „hinter den Wäldern“ gelegenen Transsilvanien nicht, dort heißen sie „strigoi“ oder „moroii“. Er identifiziert einen sogenannten „Vampirgürtel“ (S. 10), der entlang der östlichen Grenze Mitteleuropas verlaufe. In diesen Regionen finden sich die Vorstellungen von unverwesten Leichnamen, Untoten, Wiedergängern und „Nachzehrern“ (Tote, die ihr Leichentuch verzehren). Bei den jeweiligen Bezeichnungen ist besondere Sorgfalt angesagt, denn die zeitgenössischen Schreibvarianten sind auch Belege für regionale Eigenarten. Die – wie der Autor etwas kryptisch formuliert – „auch inhaltlich besondere Rolle“ (S. 15) der Orts- und Personenregister ist nicht ganz konsequent durchgeführt: Gerade in den sich sprachlich überlappenden Grenzgebieten von Schlesien, Mähren und Oberungarn gibt es doch noch mehr Doppelungen, etwa die sowohl in Böhmen als auch in Schlesien zu findende Ortschaft Lewin (S. 54), als das Register aufführt. Es ist aber ein Verdienst des Bandes, die sprachlichen Varianten des Vampirglaubens auch grafisch darzustellen: Die Vorsatzkarte „Militärgrenze und Vampirschauplätze in Ostmitteleuropa und Südosteuropa“ führt die gängigen Bezeichnungen für „Blutsauger“ und „Alpdruck“ an. Etwas weniger gelungen, weil zu grob, ist die Nachsatzkarte, die versucht, beim „Nachzehrerglauben und [den] Vampirvorstellungen in Mitteleuropa“ das „Nachholen vom Grabe aus“ und „Nachholen durch direktes Aussaugen“ zu unterscheiden.

¹ *Corpus Draculianum. Dokumente und Chroniken zum walachischen Fürsten Vlad der Pfähler 1448-1650. Bd. 3: Die Überlieferung aus dem Osmanischen Reich. Postbyzantinische und osmanische Autoren, bearb. von ADRIAN GHEORGHE und ALBERT WEBER, Wiesbaden 2013.*

Die Kernthese des Vf. lautet, dass der Vampirismus als „imperiale Kategorie“ dazu diene, die Überlegenheit des Westens über die barbarischen Zustände des Ostens zu demonstrieren. Dadurch ist auch die im Titel postulierte europäische Mythisierung des Vampirs gerechtfertigt, weil es einerseits um die tatsächlich auftretenden Fälle von Bekämpfung der schadenstiftenden Untoten geht und andererseits um deren Rezeption im restlichen Europa. Das Thema der Bedrohung der zivilisierten Welt durch primitive Kräfte aus der Peripherie gewann im Zuge des erstarkenden Nationalismus symbolischen Charakter, die Eindämmung diente der Wiederherstellung der inneren Ordnung und zur Zementierung des territorialen Status quo. Bram Stokers *Dracula*-Roman habe sich deshalb – bewusst oder unbewusst – gegen eine Balkanisierung und Russifizierung Südosteuropas gerichtet (S. 25). Gleichzeitig sei der unsterbliche Blutsauger mit der Gothic Novel des 19. Jh. vom Dorfmonster zum dekadenten Dandy mutiert.

Die Aufklärung hatte bereits Vorarbeit geleistet, die Verspottung des Aberglaubens und des Irrationalen war üblich unter der gelehrten Elite, der „Aberglauben“ wurde zum Kampfbegriff (S. 124). In der habsburgischen Zentrale Wien versuchte man, das Vorgehen gegen vermeintliche Vampire in den Außenbezirken des Vielvölkerstaats offiziell einzudämmen: 1755 sandte Kaiserin Maria Theresia ihren Leibarzt Gerard van Swieten nach Mähren, um die Vampirfälle zu untersuchen. Aufgrund seines Berichts verbot Maria Theresia die dort üblichen drastischen Abwehrmaßnahmen wie Pfählen und Verbrennen, die rechtlich als Grabschändung galten. Unter der osmanischen Obrigkeit hingegen, das ist bemerkenswert, griff der Vampirismus von den Christen auf die Muslime über, und die Obrigkeit zeigte im Interesse des sozialen Friedens mehr Toleranz: Sie duldet bei ihren christlichen Untertanen Grabschändungen zur Abwehr von „Wiedergängern“ (S. 97). Das transnationale Phänomen des Vampirs – so schließt B. sein Buch ab – sei ein Produkt der Phantasie und der Angst, seine Vernichtung habe dem „Dampfabblassen“ (S. 296) gedient. Die Sündenbockfunktion gehört zu den interessantesten Fragestellungen der zu besprechenden Arbeit, über die man gerne mehr erfahren hätte. Eine Vertiefung mit Regionalstudien gehört allerdings gar nicht zum Ansatz von B.s verdienstvoller und kenntnisreicher Zusammenschau, ebenso wenig wie die doch auffälligen Parallelen zu anderen, z. B. im Zusammenhang mit Blut stehenden, magischen Praktiken oder die Hexenverfolgung, die an die eben nicht blutsaugende, schadenstiftende Wiedergängerei anknüpft. Die Vernichtung der Vampire hatte gegenüber der Hexenverfolgung allerdings den entscheidenden Vorteil, dass sie nicht epidemisch werden konnte, denn Tote konnten das „Schneeballsystem“ gegenseitiger Beschuldigungen nicht in Gang setzen.

B.s breite und fleißig zusammengetragene Darstellung reicht von den Sagen des mittelalterlichen Island über das frühneuzeitliche Schlesien und Polen bis hin zum neuzeitlichen Balkanraum. Er unterscheidet konkrete Vampirfälle von Vampirmotiven in Sagen und Märchen sprachlich durch die Verwendung von Präteritum und Präsens in seinen Paraphrasen der Quellen (S. 14). Das ist ein löbliches Unterfangen, lässt einen aber bei vielen Passagen an der Zuordnung zweifeln (etwa S. 227, 244). Die Kommentare fallen außerdem weniger analytisch als wertend aus, so etwa wenn von einer „amüsanten Vampirgeschichte“ mit „bizarrer Vampirbekämpfung“ gesprochen wird (S. 193). Jedes neue Thema wie etwa die „Aufklärung“ oder jede neue behandelte Region wie „Siebenbürgen“ wird mit einem einführenden Abschnitt bedacht. Die Lesbarkeit der umfangreichen schriftlichen Quellen erhöht er durch lange referierende Passagen, die optisch abgesetzt werden. Der Preis dafür ist allerdings der teils nicht ganz klare Quellenbezug (etwa S. 142). Da es kein eigenes Quellenverzeichnis gibt und das Register nicht vollständig ist – so fehlt etwa der breit besprochene Flückinger-Bericht von 1732 – lässt sich die Darstellung bisweilen nicht leicht nachvollziehen. Die kleine Quellenauswahl der Vampirtraktate (S. 128 f.) kommt etwas unvermittelt daher und hätte gerne auch über ein Register nachgewiesen werden können. Die fast als zufällig erscheinende Positionierung der Abbildungen wie bei Nr. 6 auf S. 99, die sich auf den ebenfalls nicht im Register nachgewiesenen Christian Reiter erst auf S. 118 bezieht, spricht insgesamt nicht für ein gründliches Lektorat. Schade ist außer-

dem, dass die zwanzig beigelegten Abbildungen eher dokumentarischen Wert haben (z. B. S. 203), was bei einer für ein breiteres Publikum angelegten Veröffentlichung verwundert.

Der Autor hat ein wichtiges und gesamteuropäisches Thema in die Hand genommen, bei dem es gleichwohl besonders auf lokaler Ebene künftig noch einige Lücken zu schließen gilt.

St. Gallen

Karen Lambrecht

The Palgrave Handbook of Slavic Languages, Identities and Borders. Hrsg. von Tomasz Kamusella, Motoki Nomachi und Catherine Gibson. Palgrave Macmillan. Basingstoke, Hampshire – New York 2016. XXI, 561 S., Ill., Kt. ISBN 978-1-137-34838-8. (\$ 210,-)

Vorliegender Band stellt nicht slawische Standardsprachen, sondern Varietäten mit unterschiedlichem Status (zumeist „Mikroliteratursprachen“) dar. Das Vorwort will „the dominant nationalist view that the division of Central and East Europe into nation-states is primordial“ (S. 3) angreifen unter Hinweis auf „language mixing, language shift, creoles and pidgins“ (S. 4). Die Termini suggerieren Sprachkontakt und Typisierung resultierender Varietäten, aber gezeigt werden soll, wie „languages are made and used for defining and dividing human groups“ (S. 6). Exklusion lingualer Varietäten lässt sich auch verstehen aus dem Bedürfnis nach Selbstintegration arbeitsteiliger Kollektive, die einer generationsübergreifenden Bildungssprache bedürfen. Ohne kulturelle Logik transportiert Empathie mit Minderheiten jenes Kriterium, das Mehrheiten als Nationalismus unterstellt wird – sich qua Sprache ethnisch zu definieren. Einige Beiträge des Bandes zeigen, dass sich Ethnien auch ohne gemeinsame Sprache identifizieren.

Während die Hrsg. regional unterteilen, werden die 24 Beiträge besser anhand der Sprachkontaktsituationen referiert (unter Beibehaltung der Ordnungsnummer des Buches):

I. Der Norm-Varianz-Problematik von Standardsprachen sind sechs Beiträge gewidmet: Ukrainisch (Andrii Danylenko, 4), Slowakisch (Alexander Maxwell, 10), Ungarisch (István Fried, 11), Kroatisch (Anita Peti-Stantić und Keith Langston, 14), Bulgarisch (Irina Sedakova, 18) und Makedonisch (Jouko Lindstedt, 20).

II. Mit der Insellage von Standardsprachen beschäftigen sich drei Beiträge: Polnisch in Lettgallen (Catherine Gibson, 3), Slowenisch in Österreich, Ungarn und Italien (Andrej Bekeš, 13), Bosnisch in Serbien und Montenegro (Robert D. Greenberg, 15).

III. Drei Beiträge behandeln explizit Kontaktphänomene zwischen Standardsprachen, nämlich Übergangsdialekte zwischen Tschechisch-Slowakisch (Mira Nábělková, 7), Russisch-Chinesisches Pidgin (Dieter Stern, 23) oder Arealeffekte des Balkansprachbundes (Brian D. Joseph, 12).

IV. Die neun Beiträge zu Varietäten ohne Staatsgebiet gelten in unterschiedlichem Maße normierten Sprachen, nämlich dem Sorbischen (Roland Marti, 9) sowie den nichtslawischen Sprachen Jiddisch (Paul Wexler, 1) und Roma (Elena Marushiakova, Vesselin Popov, 2). Die Normierung des Karpato-Russinischen (Paul Robert Magocsi, 5, und Michael Moser, 6) und Burgenländisch-Kroatischen (E. Wayles Browne, 16) kann nicht als abgeschlossen gelten, umstritten ist das Schlesische (laut Tomasz Kamusella, 8, eine Kreolsprache), während das slawische Idiom der Gorani in Albanien (Klaus Steinke, 17) und das Banater Bulgarische (Motoki Nomachi, 19) trotz Normierungsbemühungen selten als linguistisch eigenständige Systeme klassifiziert werden.

V. Drei Beiträge betreffen Migrationskontakte: Russisch (Sarah Smyth, 21) bzw. Polnisch (Tomasz Kamusella, 24, Schlesier sind offenbar nicht ausgewandert) in Irland sowie Russisch in Israel (Anna Novikov, 22).

Da Ungarisch als Kontaktsprache der Slavia auftaucht, wird Rumänisch vermisst, welches vor der Re-Romanisierung im 19. Jh. große slawische Einflüsse zeigte.

Ein zwölfseitiger Index verzeichnet Namen und vereinzelt Themengebiete, die Herstellung war wohl den Autoren überlassen. So ist z. B. das Theater „Geshet“ (S. 486) indiziert,